Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

„Siehe die Abonnementsbedingungen auf Seite 192." Ashby Douglas Boyle.

No. 12.	15. Juni 1907.	39. Jahrgang.

Orientalische Glaubensbekenntnisse.

IV.

Die Lehre der Hindus.

(Schluß.)

Er ist überall der Reine und Gestaltlose, der Allmächtige und Allbarmherzige. „Du bist unser Vater, du bist unsere Mutter; du bist unser geliebter Freund; du bist die Quelle all unserer Stärke; gib uns nun Kraft. Du bist der, welcher die Last des Weltalls trägt; hilf mir die kleine Last dieses Lebens tragen." Also sangen diie Rishis der Wedas; auch lehrten sie, wie man ihn mit Liebe anbeten soll. „Er soll angebetet werden als ein Geliebter, und zwar heißer geliebt, als alles Andere in diesem und dem nächsten Leben."

Das ist die Lehre der Liebe, wie in den Weden dargelegt; nun laßt uns sehen, wie sie vollständig entwickelt und gepredigt wurde von Krishna, den die Hindus für einen menschgewordenen Gott auf Erden erachten.

Er lehrte, daß der Mensch in dieser Welt so leben sollte, wie ein Lotusblatt, welches im Wasser wächst, doch vom Wasser nie befeuchtet wird — so sollte der Mensch in dieser Welt leben — mit gottergebenem Herzen und arbeitsamen Händen. Gott lieben aus Liebe zur Belohnung in dieser oder der nächsten Welt ist gut, jedoch ihn lieben um der Liebe willen, das ist besser, also lautet das Gebet: „Herr, ich wünsche Reichtum nicht, noch Kinder oder Weisheit. Wenn es dein Wille ist, so werde ich gerne durch hundert Höllen gehen, doch gönne mir nur Eines: daß ich dich lieben mag ohne Hoffnung auf Belohnung, unselbstsüchtig lieben um der Liebe willen." Einer unter Krishnas Jüngern, der damalige Kaiser Indiens, wurde von seinen Feinden vom Throne vertrieben, mußte in den Wäldern der Himalajas mit seiner Gemahlin Schutz suchen, und dort fragte ihn einmal die Königin, wie es eingentlich zutraf, daß er, der tugendhafteste aller Menschen, so viel Elend erleiden müsse; und Yuhistera erwiderte: „Schaue, meine Königin, die Himalajas an, wie schön sie sind; ich liebe sie. Sie geben mir wohl nichts, doch meine Natur ist, das Großartige, das Schöne zu lieben, daher liebe ich sie. Auf ähnliche Weise liebe ich den Herrn. Er ist der Born aller Schönheit, aller Erhabenheit. Er allein soll geliebt werden; meine Natur ist, ihn zu lieben, daher liebe ich ihn. Ich bitte sonst um gar nichts, ich flehe um nichts. Er möge mich

hinstellen, wo es ihm beliebt. Ich muß ihn aber lieben um der Liebe willen. In der Liebe kann ich nicht etwa „Tausch treiben".

Die Wedas lehren, daß die Seele göttlich sei, allein gefesselt gehallen von der Last des Stoffs, und die Vollkommenheit ist dann erst erreichbar, wenn die Fesseln gesprengt sind — das von ihnen verwendete Wort ist Mulko: Freiheit, Freiheit von den Banden der Unvollkommenheit, Freiheit von Tod und Elend.

Und diese Fesseln können nur durch die Gnade Gottes entfernt werden; Gnade kommt aber nur über die Tugendhaften, also ist die Tugendhaftigkeit die Bedingung seiner Barmherzigkeit. Diese Gnade wird etwa auf folgende Art gespendet: er offenbart sich dem Herzensreinen; der Reine und Makellose schaut Gott, ja selbst in diesem Leben; dann, und zwar dann allein, wird alle die Verworrenheit des Herzens ausgeglichen. Sodann hört aller Zweifel auf, man ist nicht mehr das Opfer des furchtbaren Gesetzes der Veranlassung. Das ist sogar der Mittelpunkt, der gewichtigste Begriff der Hindulehre. Der Hindu wünscht nicht auf Worten und Theorien zu leben; wenn es Wesen gibt, die den gewöhnlichen sinnlichen Wesen überhoben sind, so will er ihnen von Angesicht zu Angesicht begegnen. Wenn es eine Seele gibt, so will er unmittelbar zu ihr gehen. Daher ist der beste Beleg, den der Hindu-Gelehrte über die Seele, über Gott gibt: „Ich habe die Seele, ich habe die Seele, ich habe Goll geschaut." Und das ist die einzige Bedingung der Vollkommenheit. Die Hindu-Religion besteht nicht in Streiten und Versuchen, einem gewissen Grundsatz oder Dogma zu glauben, sondern ihn zu ergründen; besteht im Sein und Werden, nicht im Glauben.

Daher ist das ganze Ringen in ihrem System ein Ringen, um vollkommen, göttlich zu werden, um Gotl zu erreichen und zu schauen; Gotl sehen, Gott erreichen, vollkommen sein, selbst wie der Vater im Himmel vollkommen ist: das bildet die Religion der Hindus.

Und was wird aus dem Menschen, wenn er vollkommen ist? Er führt ein Leben der unendlichen Glückseligkeit. Er genießt endlose und vollkommene Seligkeit, da er das Einzige, woran der Mensch Freude haben soll, Gott, schon erreicht hat und mit Gott die Wonne teilt. So weit sind alle Hindus einig. Das ist die allgemeine Religion aller Sekten Indiens; aber die Frage taucht auf: Vollkommenheit ist unbedingt, und das Unbedingte kann nicht zwei — oder dreifach sein. Es kann keine Eigenschaften haben, kann kein Individuum sein. Daher wenn eine Seele vollkommen und unbedingt wird, muß sie ein Brahma werden, und der würde den Herrn nur als die Vollkommenheit, die Wirklichkeit seines eigenen Wesens und Vorhandenseins, das unbedingte Wesen, die unbedingte Erkenntnis, das unbedingte Leben anerkennen. Man liest wiederholt, daß dieses Sein das Übergehen der Individualität genannt wird, wie wenn man Stock oder Stein würde. „Der lacht der Narbe, wer Wunde nie gekannt."

Ich sage Ihnen, die Sache verhält sich gar nicht so. Wenn es Glück ist, das Bewußtsein dieses kleinen Körpers zu genießen, so muß es ein umso größeres Glück sein, das Bewußtsein von zwei, drei, vier, fünf Körpern zu genießen; und das Ziel, der Endzweck des Glücks würde erreicht sein, wenn ein unbegrenztes Bewußtsein erreicht würde. Also muß dieser kleine, elende Kerker „Individualität" vergehen, um dieses Allsein zu erreichen. Dann allein kann der Tod aufhören, wenn ich mit dem Leben eins bin; nur dann kann das Elend aufhören, wenn ich mit dem Glück selbst eins bin; nur dann werden alle Irrtümer vergehen, wenn ich mit der Erkenntnis eins werde. Das ist die unumgängliche wissenschaftliche Folgerung; die Wissenschaft hat festgestellt, daß körperliche Persönlichkeit nur Täuschung, daß mein Körper wirklich nur ein kleiner, sich stets verändernder Körper sei in einem unendlichen Meer des Stoffs, und der Adwaitan ist die notwendige Folgerung zu seinem Gegenstück, der Seele.

Wissenschaft ist nichts als die Aufdeckung von Einheit, und wenn irgend eine Wissenschaft die vollkommene Einheit ergründete, so würde sie eines weiteren

Entwickelns wohl schwerlich fähig sein, weil sie eben das Endziel erreicht hätte. Also kann die Chemie nicht weiter schreiten, wenn sie ein Element entdeckt, aus dem alle anderen sich machen lassen. Die Physik würde stehen bleiben, wenn sie ihre Leistungen mit der Entdeckung einer Kraftform abschließen könnte, von der alle anderen Formen nur Erscheinungen wären. Auf gleiche Weise wurde die Religionswissenschaft vollkommen, als sie Den entdeckte, der das einzige Leben ist in einem Weltall des Todes; Den, der die feste Grundlage einer sich stets ändernden Welt ist; einen, der die einzige Seele ist, von der alle anderen Seelen nur täuschende Erscheinungen sind. Also traf es zu, daß die letzte Einheit durch Vielheit und Zweiheit erreicht wurde; die Religion kann nicht weiter gehen, denn dies ist das Endziel von allem, wieder und wieder, Wissenschaft und Wissenschaft, wieder und wieder.

Und alle Religion kann nicht umhin, im Laufe der Zeit zu dieser Folgerung zu gelangen. Erscheinung, nicht Schöpfung, ist das Wort der Wissenschaft in diesen Tagen, und der kann nur froh sein, daß er das, was er manches Zeitalter hindurch in seinem Busen getragen, jetzt in einer kräftigen Sprache und mit noch mehr Licht aus den letzten Schlußfolgerungen der Wissenschaft gelehrt werden soll.

Steigen wir jetzt von dem hohen Trachten der Philosophie bis auf die Religion der Unwissenden hernieder. Im Voraus sage ich Ihnen, daß es keine Vielgötterei in Indien gibt. In jedem Tempel findet man, wenn man in nächster Nähe steht und lauscht, daß die Anbeter den Bildnissen alle die göttlichen Eigenschaften zuschreiben. Das ist keine Vielgötterei, ebenso wenig entspräche das Wort Heidentum unserem Sinn. „Die Rose, wenn auch nach anderem Namen geheißen, würde immer noch lieblich duften." Namen sind ja keine Erklärungen.

Ich erinnere mich, da ich noch ein Knabe war, eines Christen, der zu einer Volksmenge in Indien predigte. Unter anderen hübschen Dingen, die er dem Volke erzählte, war, daß, wenn er ihrem Götzen einen Schlag mit seinem Stock gäbe, was vermöchte jener? Einer seiner Zuhörer fragte scharf: „Wenn ich Ihren Gott lästere, was vermag er zu tun?" „Sie würden bestraft," erwiderte der Prediger, „wenn Sie sterben." „Ebenso würde auch mein Götze Sie bestrafen, wenn Sie sterben," sagte der Bauer.

Den Baum kennt man an seinen Früchten; wenn ich nun unter solchen, die abgötterisch genannt werden, Menschen gesehen habe, deren Gleichen an Sittlichkeit und Liebe ich nirgends getroffen, so halte ich ein und stelle mir die Frage: Kann die Sünde Heiligkeit erzeugen?

Der Aberglaube ist ein Menschenfeind, blinder Eifer ein noch gefährlicher. Warum geht ein Christ in die Kirche, warum ist ihm das Kreuz teuer, warum ist das Gesicht beim Beten dem Himmel zugewendet? Warum sind so viele Bildnisse zur Hand in einer katholischen Kirche, warum so viele Sinnbilder im Herzen eines Protestanten, wenn er betet? Meine Brüder, es ist gar nicht mehr möglich, ohne eine stoffliche Vorstellung an irgend etwas zu denken, als es ist, zu leben ohne zu atmen. Und durch das Gesetz des Gedankenvergleichs ruft das stoffliche Bildnis das geistige Bild hervor, und ebenso umgekehrt. „Allmächtig" bedeutet fast aller Welt ganz und gar nichts. Hat Gott stofflichen Umfang? Wenn nicht, so denken wir beim Aussprechen des Wortes an die ausgedehnte Erde — das ist die ganze Sache.

Wie es uns einfällt, daß wir unbewußter Weise, den Gesetzen unserer Natur gemäß, unsere Begriffe der Hinneigung mit dem Vorbild eines blauen Himmels oder eines Meers verknüpfen, wie bei uns die Allmacht die Vorstellung der Heiligkeit mit dem Götzen einer Kirche, einer Mosque oder eines Kreuzes lenkt, also haben die Hindus die Begriffe von der Heiligkeit, Reinheit, Wahrheit, Allmacht und allen anderen Vorstellungen mit anderartigen Bildnissen und Gestalten verknüpft. Jedoch mit diesem Unterschied: infolge von gewissen Tätigkeiten werden Einige ihr Leben lang ihrem Kirchengötzen zugezogen und steigen niemals höher, weil bei

ihnen eine Religion die geistige Zustimmung in gewisse Lehren und Wohltaten an ihren Mitmenschen bedeutet. Die ganze Religion der Hindus findet ihren Mittelpunkt im Bewußtsein. Der Mensch soll göttlich werden, des Göttlichen bewußt sein, daher sind Götzen oder Tempel, Kirchen oder Bücher nur die Stützen, die Hilfsmittel seiner geistigen Kindheit, doch nach dem Höheren muß er streben.

Er darf nirgends stehen bleiben; „ewige Anbetung, flossliche Anbetung," heißt es in den Weden, „ist die niedrigste Stufe, doch die höchste Stufe ist da, wo man des Herrn bewußt ist." Merken Sie auf den gleichen ernsten Menschen, der vor seinem Götzen kniete, er sagt Ihnen nachher voll von innerem Ringen: „Ihn kann die Sonne nicht erläutern, ebenso wenig der Mond und die Sterne, der Blitz kann Ihn nicht darstellen, noch was man über Feuer spricht; trotzdem leuchten sie alle durch Ihn." Doch mit diesem Unterschied: er verschmäht die Götzen nicht, noch heißt er Götzenanbetung Sünde. Er erkennt darin eine notwendige Stufe in seinem Leben. „Das Kind ist der Vater des Mannes." Wäre es recht, wenn ein Greis sagen würde, daß Kindheit eine Sünde, Jugendzeit eine Sünde sei? Götzenverehrung aber ist in der Hindulehre nicht zwangmäßig.

Wenn der Mensch vermittelst eines Bildnisses seiner göttlichen Natur bewußt werden kann, wäre es recht, es Sünde zu heißen? Noch wenn er an jenem Alter vorbeigeht, sollte er es Irrtum nennen. Der Ansicht des Hindus nach schreitet der Mensch nicht etwa vom Irrtum zur Wahrheit fort, sondern von Wahrheit zu Wahrheit, von niedrigerer bis zur höheren Wahrheit empor. Ihm gelten alle die Religionen, vom rohsten Götzendienst bis zum höchsten Absolutismus, für so viele Versuche der menschlichen Seele, das Unendliche zu ergründen, wie von den etwaigen Bedingungen ihrer Geburt, ihrer Verbindungen bedingt, und jede Umgebung grenzt eine Fortschrittsstufe ab, jede Seele ist ein junger Adler, der höher und höher steigt und immer größere Kraft gewinnt, bis er die herrliche Sonne erreicht.

Einheit in der Vielfältigkeit ist der Plan der Natur, der Hindu hat diese Tatsache anerkannt. Jede andere Religion legt ein gewisses Quantum festgesetzten Dogmas nieder und versucht, die ganze Gemeinschaft zur Annahme desselben zu zwingen. Man schreibt für die Gemeinschaft vor, daß der eine Rock Johann und Job und Heinrich gleich gut passen muß. Wenn er Johann oder Heinrich nicht paßt, so müssen diese beiden ohne Körperbedeckung gehen. Doch haben wir bewiesen, daß das Unbedingte nur durch das Bedingte aufgefaßt oder begriffen werden kann, also sind Kreuz, Bildnis oder Halbmond einfach so viele Mittelpunkte, so viele Haken, die den geistigen Begriff vereinfachen. Es soll nicht gesagt werden, daß diese Hilfe einem Jeden nötig sei, doch wenigstens für Viele; also haben solche, die ihrer nicht bedürfen, kein Recht, zu sagen, sie sei sündhaft.

Noch eins muß ich Ihnen sagen: Götzendienst in Indien ist nicht gleichbedeutend mit Greuel. Er ist nicht die Mutter der Huren. Im Gegenteil heißt es nur ein Versuch von nichtentwickelten Gemütern, höhere geistliche Wahrheiten zu begreifen. Die Hindus haben ihre Schwächen, bisweilen findet man unter ihnen eine Ausschweifung: doch merken Sie auf dies; sie besteht nur in der Kasteiung des eigenen Körpers, niemals in der Folterung ihrer Nachbaren. Wenn der Hindufanatiker sich selbst auf dem Scheiterhaufen verbrennen läßt, so kommt er doch nie dazu, die Fackel der Inquisition anzuzünden; und selbst das Erstere kann nicht mehr zu ihrer Schuld gerechnet werden, als das Verbrennen von Hexen dem Christentum zu Füßen geworfen werden kann.

Daher gelten dem Hindu sämtliche Religionen nur für ein Reifen, ein Hervorkommen von verschiedenen Männern und Frauen unter verschiedenartigen Verhältnissen, doch dem gleichen Ziel entgegenstrebend. Jede Religion ist nur ein Versuch, einen Gott aus einem materiellen Menschen zu entwickeln; doch ist derselbe Gott der Begeisterer ihrer aller. Warum denn sind so viele Widersprüche da? Diese sind nur scheinbar, sagt der Hindu. Die Widersprüche entstehen dadurch

daß die gleiche Wahrheit sich verschiedenen Umständen von verschiedenartiger Beschaffenheit anpaßt.

Es ist das selbe Licht, nur strömt es in verschiedenen Farben auf uns herab. Und diese kleinen Verschiedenheiten sind jener Anpassung notwendig. Doch herrscht im Innern von allem die gleiche Wahrheit; der Herr hat sich dem Hindu als Krishna kundgetan: „Ich bin in jeder Religion, wie der Faden in einer Perlenschnur. Und wenn du eine außergewöhnliche Heiligkeit und eine außerordentliche Macht siehst, die die Menschheit erhebt und veredelt, so wisse, daß ich dabei bin.“ Und was war die Folge? Ich fordere jeden auf, in den ganzen Umrissen der sanskritischen Philosophie einen solchen Ausdruck zu finden, wie: „Der Hindu allein wird selig, Andere nicht.“ Vyas sagt: „Wir finden vollkommene Menschen außer dem Kreis unserer Schicht und unseres Glaubensbekenntnisses.“ Nur noch eins. Wie kann der Hindu, dessen ganze Vorstellung in einem Gott ihren Mittelpunkt findet, dem Buddhisten, der agnostisch, oder dem Jain, der selbsterklärter Gotteslästerer ist, Hoffnung zusprechen?

Die Buddhisten verlassen sich wohl nicht auf Gott, doch wird die ganze Kraft ihrer Religion auf die große innere Wahrheit jeder Religion, das Entwickeln eines Gottes aus einem Menschen, zurückgeführt. Sie haben den Vater nicht gesehen, doch haben sie wenigstens den Sohn geschaut. Dies, meine Brüder, ist ein kurzer Umriß von den Lehren der Hindus. Dem Hindu mag es nicht gelingen, seine Pläne durchzusetzen; jedoch wenn es je eine gemeinsame Religion geben soll, so muß sie eine solche sein, die keine besondere Begrenzung in Raum oder Zeit hat; welche unendlich sein würde, wie der von ihr verkündigte Gott; deren Sonne den Anhängern von Krishna oder Christo, Heiligen wie Sündern, leuchten würde; welche weder bramanisch noch buddhistisch, weder christlich noch mohammedanisch wäre, sondern die Gesamtsumme dieser aller und dennoch eine unbegrenzte Möglichkeit für Entwicklung haben müßte; die in ihrer Allgemeinheit jedes menschliche Wesen, vom rohsten, gemeinsten Menschen, der an Geistesvermögen den Tieren kaum überlegen ist, bis zum edelsten Gemüt, das fast Übermensch ist, sodaß die Gesellschaft in Ehrfurcht stehen und seine menschliche Natur bezweifeln muß, in ihren liebevollen Armen fassen und ihm einen Platz zuweisen würde.

Die siebenundachtzigste General-Konferenz der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

(Schluß.)

Alsdann sprach Präsident Grant zu den Versammelten. Redner drückte seine Freude darüber aus, daß er einer allgemeinen Konferenz wieder beiwohnen durfte. Die Europäische Mission sei in sehr gutem Zustande, sagte er; während der letzten drei Jahre war es ihm vergönnt gewesen, fast alle dortigen Missionsfelder zu besuchen, und er könne wirklich sagen, daß das Werk Fortschritte macht. Er las zunächst ein paar Zeilen aus „Der junge Mann und die Welt“, von A. J. Beveredge, vor. Senator Beveredge habe sich während seiner Sommerferien, wie es uns scheint, die Aufgabe gestellt, verschiedenen jungen Geistlichen, unter die ihn gesellschaftlicher Verkehr führte, folgende zwei Fragen zu stellen: Erstens, ja oder nein, glauben Sie an Gott, den Vater, eine Person; Gott, ein bestimmtes und handgreifliches Wesen; zweitens, ja oder nein, glauben Sie, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes war, gesandt, um die Welt zu erlösen?“ Diesen Fragen wurden kein einziges, unbedingtes Ja gegeben. Jeder Heilige der letzten Tage, fuhr Ältester Grant fort, könnte solches ohne jede umgehende Wendung bejahen.

Als Apostel Grant seinen Sitz nahm, ergriff Präsident Smith das Wort, indem er zu einer Stimmenabgabe über die beiden Fragen aufforderte. Solche, die sie bejahen konnten, ließ er „Ja" sagen. Wie Donner klangen die gewaltigen Jaworte. Als er um etwaige ablehnende Stimmen bat, ließ sich nicht der geringste Ton vernehmen. Bevor das Schlußgebet gesprochen wurde, las man den Bericht der Kirchenrevisoren über die Ausgaben und Einnahmen während des vergangenen Jahres vor. Unsere Brüder, Rudger Clawson, Reed Smoot, W. W. Riter, C. W. Nibley und A. W. Carlson, versichern uns, daß jeder Pfennig richtig verausgabt oder eingetragen worden, und daß die gewaltige Schuld von einer Million Dollar endlich getilgt sei.

Am Nachmittag des 2. Sitzungstages sprach zuerst Aeltester Seymor B. Young vom ersten Siebzigerrate. Auf die von Apostel Grant erwähnte Frage über die Persönlichkeit unseres himmlischen Vaters bezugnehmend, erzählte der Redner einen Vorfall zwischen einer Sonntagsschullehrerin und ihrem Pastor in Newyork, wo jene den Geistlichen fragte, wie sie ihren Schülern den Gottheitsbegriff beibringen solle. Dieser antwortete, sie solle sich nach dem geistigen Vermögen der Kinder richten; damit gab sie sich jedoch nicht zufrieden. Als nun der Pastor, um die Sache endgültig zu erledigen, die Beantwortung der Frage dem Publikum überließ, stand ein anwesender Mormonenältester auf und führte als Antwort einige Verse aus dem ersten Kapitel des Buches der Entstehung (1. Mos.) an. Das, sagte Aeltester Young, sei die allgemeine Meinung aller Heiligen der letzten Tage, was das Lebensalter auch sei. Er freue sich, daß in der Morgensitzung eine so einstimmige Bestätigung dieser Tatsache gegeben worden.

Aeltester Rulon S. Wells wurde darauf zum Sprechen aufgefordert. Wie die vorhergehenden Redner, drückte auch er seine Beistimmung zu der amtlichen Erklärung aus. Die Buße sei ein Machtprinzip, meinte er, sogar gebe es nichts, was einen tieferen Eindruck auf unsere Lebensweise macht als aufrichtige, tiefgefühlte Reue. Könnte man wohl zu ehrlich, zu gut sein? Bisweilen werde von einer allzu großen Frömmigkeit geredet, doch sei nur Frömmelei, nicht wahre Frömmigkeit damit gemeint. Der Mensch solle sich um Anderer Meinungen nicht kümmern; die eigene Hochachtung aber dürfe er auf keinen Fall einbüßen.

Als Aeltester Roberts zur Rede gelangte, besprach er ziemlich eingehend unsere Stellung der amerikanischen Regierung gegenüber. Der Sprecher legte auf sehr verständliche Weise dar, wie vor ungefähr hundert Jahren Katholiken und Juden in England die Beschuldigung der Untreue bekämpfen mußten. Schließlich aber wurde nicht nur zugegeben, daß die Hoffnung der Juden auf eine Wiederherstellung eines jüdischen Reiches zur Zeit des Kommens des Messias nicht verräterisch, sondern auch daß der Anspruch der Katholiken auf die eigene Auslegung der heiligen Schrift völlig berechtigt sei. Da kein Mensch weiß, wann der Heiland wiederkommt, und da jeder anderen Gemeinschaft Schlußfolgerungen aus ihren Lehren gestattet seien, so dürften wir, als Mormonen, das gleiche Vorrecht beanspruchen. Wir erklären, unsere Haltung der Regierung gegenüber sei eine treue, unsere Taten hätten niemals das Gegenteil bewiesen: also dürften die Menschen nicht etwa Untreue aus unseren Grundsätzen folgern.

Aeltester Joseph W. Mc Murrin vom gleichen Kollegium (der Siebziger) war der letzte Redner der Nachmittagssitzung. Er sagte, er wolle den Einfluß der Eltern auf seine Ueberzeugung nicht verleugnen, und zwar sei dieser von großem Gewicht gewesen: dennoch könne er jetzt ganz bestimmt behaupten, er wisse für sich selbst, daß dies die ewige Wahrheit sei. Besonders die Charaktere der Kirchenführer hätten viel dazu beigetragen. Präs. Smith sei fast der einzige hohe Beamte, der nicht während seiner kirchamtlichen Tätigkeit zur Amtswürde gelangt. Er kenne sie alle ganz genau und könne sie für Diener Gottes erklären; denn ihre Grundsätze stimmten mit dem Evangelium überein, und ihre Lebensart entspräche ihrer hehren Stellung.

Zuletzt wurden die allgemeinen Beamten der Kirche vorgelesen und durch einstimmige Stimmenabgabe anerkannt. Da in den Katechismen eine veraltete Liste gegeben wird, dünkt es uns weise, die Namen der ersten Autoritäten an dieser Stelle wiederzugeben:

Präsident: Joseph F. Smith.
Räte des Präsidenten: John R. Winder und Anthon H. Lund.
Präsident des Apostelkollegiums: Francis M. Lyman.
Andere Apostel des Kollegiums: John Henry Smith, George Teasdale, Heber J. Grant, Rudger Clawson, Reed Smoot, Hyrum M. Smith, George Albert Smith, Charles W. Penrose, George F. Richards, Orson F. Whitney und David O. Mc Kay.

Sonntagmorgen.

Es ist zweifelhaft, ob je in der Geschichte der Kirche eine größere Menschenmenge sich in einer Konferenz eingestellt hatte. Neben der Hauptversammlung im großen Tabernakel mußten noch mehrere Nebenversammlungen gehalten werden. In der Hauptsitzung sprach zuerst Präsident Anthon H. Lund. Er habe sich über den gestrig vorgelesenen Bericht, der die genaue finanzielle Lage der Kirche darstellte, sehr gefreut. Sei es nicht löblich, gute Nachweise über die Geschehnisse innerhalb der Kirche aufzustellen? Vom Anfang an habe der Herr uns dieses anempfohlen, jedoch seien die älteren Berichte etwas mangelhaft; jetzt werde jedoch alles mit größter Sorgfalt aufgezeichnet. Präs. Lund rief den Heiligen, die Versammlungen regelmäßig zu besuchen. Der Herr habe uns geboten, uns in regelrecht eingeweihten Bethäusern einzufinden und ihm gemeinsam Preis und Lob darzubringen. Uns gelte der Sonntag als der richtige Sabbat, da nicht nur das Neue Testament uns Nachweise von einer Veränderung des Sabbats gibt, sondern auch der Herr habe sogar ein besonderes Gebot über diesen Gegenstand an uns ergehen lassen.

Angesichts der in China wütenden Hungersnot wurde vom Präsidenten Winder vorgeschlagen und von den Versammelten bewilligt, daß die Kirche den Leidenden 400 Zentner Mehl zukommen lasse.

Ältester Sylvester Q. Cannon, der zum Nachfolger von Präs. Alex Nibley der Niederländischen Mission ernannt worden ist, führte zunächst das Wort. Er habe schon eine Mission in Holland erfüllt, sagte er, und schätzte jene Dienstjahre zu den glücklichsten seines Lebens. Er kenne jene Nation als ein ehrliches, arbeitsames Volk, das geneigt wäre, das Evangelium zu untersuchen und anzunehmen. Seine besondere Beauftragung sei es nun, eine vollständige Auflage der Lehre und Bündnisse zu veröffentlichen.

Nach einigen kurzen Bemerkungen vom Präsidenten William H. Smart des Uintah-Pfahls redete zuletzt Apostel George Teasdale. Seine Bemerkungen bezogen sich größtenteils auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Kirche durch den Propheten Joseph Smith. Zahlreiche Bibelstellen zur Begründung seiner Behauptungen anführend, erwies er die Notwendigkeit und Echtheit dieser letzten Evangeliumsspendung, der Uebertragung der heiligen Autorität, des Priestertums, und erläuterte andere Grundlehren unseres Glaubens.

Sonntagnachmittags kam zuerst Apostel John Henry Smith an die Reihe. Als Thema wählte er die Jagd nach Vergnügen, die die jungen Leute unserer Zeit irre zu leiten droht. In allen Fällen suche man nach Zerstreuung. Allerdings sei mäßiges Vergnügen nicht mehr als recht für jedermann, in erster Linie für die jungen Leute; dennoch könne er nicht verstehen, warum Eltern ihren Kindern jede Grille gönnen wollten. Schwierig sei es wohl, einen alten Kopf auf junge Achseln zu setzen, die Jugend wolle nicht gehorchen, wenn des Nachbars Kinder ungezügelt gehen dürften. Dieses Übel aber müßten wir jetzt bekämpfen, ehe es gar zu groß wird.

Apostel Orson F. Whitney war der nächste Redner. Seine Bemerkungen handelten über den Satz in der Erklärung, welchen die Trennung der Mormonen-Priesterschaft vom Volke für unmöglich stempelt. Wer sind die Männer und Frauen, die die verschiedenen Organisationen und Kollegien leiten? Sind sie von außerhalb der Kirche? Nein, sie sind aus den Reihen des Volkes erwählt und zur Amteswürde erhoben worden. Obwohl Führer immer mustergültig sein müßten, seien diese Beamten nicht besonders besser als das Volk, das sie in ihren Stellungen anerkannt hätte. Präsident Smith sei ein Prophet, weil Gott es wollte; er sei Präsident der Kirche, weil das Volk es wollte. Doch bleibe er weder Prophet oder Präsident, wenn er dem Herrn und dem Volk mißfällt. Das Gleiche sei immer Regel gewesen unter dem Volke. An dieser Konferenz hätten die Heiligen die Kirchenbeamten wieder anerkannt, hätten sogar vor Gott geschworen, diese Männer in Rechtschaffenheit zu unterstützen. Solch einen Eid dürfe man nicht ganz gleichgültig mißachten. Der Sprecher meinte, die Zukunft würde wohl keine Kluft zwischen Beamten und Mitgliedern geben, die beiden sollten ihr Möglichstes tun, das Ideal des Edlen, des Reinen aufrecht zu halten.

Präsident Lyman des Apostelkollegiums ermahnte die Pfahlpräsidenten, ihre Bezirke in Ordnung zu bringen und den Aposteln einen Bericht abzugeben, wie die Apostel der ersten Präsidentschaft zu berichten pflegten. Man müsse die niedrigeren Beamten genau kennen lernen und in guten Stücken unterstützen. Er wünschte, daß wenigstens ein Drittel der auf Mission Berufenen erfahrene Brüder sein könnten, damit die jüngeren Brüder einigen Anhalt haben. Unser Volk solle tugendhaft leben; das Getane, nicht das Gesagte sollte uns in erster Linie bekümmern. Jesus habe gut gelebt, dem Vater Gehorsam geleistet; uns liege es nun ob, nach besten Kräften zu schaffen, damit auch wir einen guten Ruf vor Gott erlangen.

Die Schlußbemerkungen machte Präsident Joseph F. Smith. Er wünschte den Heiligen Glück und Gedeihen. Unseren Freunden, unseren Feinden, allen wollten wir nur Gutes. Gott möge alle rechtschaffenen Menschen segnen. Er hoffte, das kommende Jahr würde nur Frieden in die Welt bringen und die Völker näher aneinander schmieden. Noch einmal riet er allen Geschwistern, ein gottesfürchtiges, mustergiltiges Leben zu führen und der Welt ein löbliches Beispiel zu geben.

Hierauf wurde gesungen und gebetet und somit die Konferenz bis auf Oktober vertagt.

Ehrenvoll entlassen.

Folgende Aeltesten sind von ihrem Wirken in der Deutsch-schweizerischen Mission ehrenvoll in die Heimat entlassen worden:

Geo. W. Pyper, den 8. Nov. 1904 angekommen, am 10. Mai 1907 entlassen.

Jesse R. Pettit, angekommen den 16. Dez. 1904, am 13. Mai 1907 entlassen.

Angekommen.

Nachstehende Aeltesten sind unlängst aus der Fremde auf dem Missionsfelde eingetroffen:

William N. Hunsacker, Christian W. Kunz, George Stäheli, Geo. W. Taylor, Adelbert A. Taylor, John E. Boyer, Burdette P. Burdette und Franklin S. N. Parkinson. Außerdem ist Aeltester Abinadi Tolman aus Gesundheitsrücksichten aus der Belgisch-holländischen Mission übergetreten.

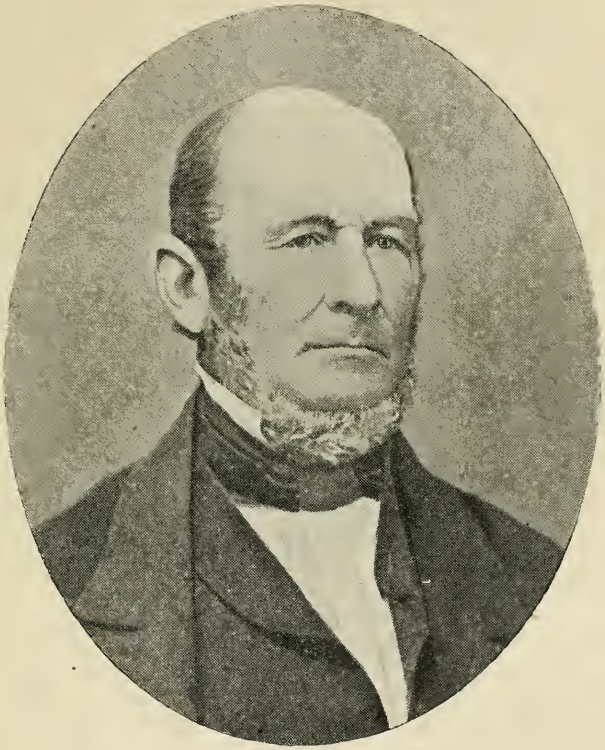
Der Stern.

Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage.

Präsident Heber C. Kimball.

Heber Chase Kimball hat man den „Vater und Gründer der britischen Mission“ genannt, doch wird sein Bildnis und eine kurze Lebensschilderung auch den deutschen Heiligen der letzten Tage nicht ohne Interesse sein.

Er wurde den 14. Juni 1801 zu Sheldon, Vermont, geboren. Als er erst zehn Jahre alt war, zog der Vater nach dem Staate Newyork, wo der Junge bei



Heber C. Kimball.

einem Töpfer in die Lehre trat. Sein Handwerk lernte er zur Befriedigung Aller, so daß ihm keine Schwierigkeiten im Wege standen, als er nachher ein eigenes Geschäft aufmachte.

Während er noch in seinen Jugendjahren stand, schloß er sich der Baptistenkirche an; jedoch kamen kurz darauf einige Aelteste der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tag in seine Gegend, und durch diese lernte er das Evangelium kennen. Im Jahre 1832 ließ er sich taufen und wurde, nebst Brigham Young und anderen Aeltesten, mit dem Werke der Kirche eng verknüpft. Im selben Jahre trat er die Reise nach Kirtland an und besuchte dortselbst den Propheten. Im Laufe des nächsten Jahres zog er nach Kirtland.

Von dieser Zeit an stand er mit der Kirche und ihren Unternehmungen in engster Beziehung, sogar fand der Prophet Joseph keine treuere Stütze während alle der schweren Verfolgungen jener Zeiten. Er wurde zum Amte eines Apostels berufen, als jenes Kollegium am 14. Februar 1835 organisiert wurde. Im Jahre 1837 sagte ihm der Prophet Joseph: „Bruder, der Geist des Herrn hat mir eingeflüstert: ‚Laß meinen Diener Heber nach England gehen, um mein Evangelium zu verkündigen und jener Nation die Erlösungspforte aufzutun.'" Der Ruf war ihm eine Prüfung. Er behauptete, er könne nur radebrechen und sei für solche Arbeit durchaus ungeschickt. Da er seine Schwachheit fühlte, eine solche Mission anzutreten, fragte er den Propheten, ob Brigham Young nicht auch mit ihm gehen dürfe. „Ich wünsche Bruder Brigham hier zu Hause bei mir," war die Antwort, „denn ich habe etwas Anderes für ihn zu tun."

Ältester Kimball verließ Kirtland im Juni 1837 und landete am 20. Juli in Liverpool. Zwei Tage später ging er, samt seinen Kollegen, nach Preston, wo das Werk, das bis zur Gegenwart ständig seinen Fortgang nahm, begonnen wurde. Die Geschichte jener Zeiten würde einen ganzen Band füllen, auch wird den Heiligen wohl Manches bewußt sein, daher gehen wir hier auf Einzelheiten nicht ein. Sein Aufenthalt erstreckte sich nur über eine Frist von elf Monaten, jedoch wurden in dieser kurzen Zeit beinahe fünfzehnhundert Personen in die Kirche getauft und mehrere blühende Gemeinden entstanden.

Ältester Kimball kam 1840 in Begleitung von Brigham Young auf die zweite Mission nach England. Nach seiner Dienstfrist kehrte er nach Nauvoo zurück und beteiligte sich an vielen wichtigen Unternehmungen in jener Stadt, bis die Heiligen gezwungen wurden, sie zu verlassen. Dann zeichnete er sich aus als einer der Führer des Volkes auf der mühseligen Reise nach dem fernen Westen. Als Brigham Young zum Präsidenten der Kirche ernannt wurde, wählte er Ältesten Kimball zum ersten Rat, welche Stelle er bis zu seinem Hinscheiden, am 22. Juni 1868, in der Salzseestadt inne hatte.

Präsident Kimball war ein Mann ehrwürdigen Betragens, war ungefähr sechs Fuß groß und besaß einen symmetrischen Körperbau. Seine Hautfarbe war dunkel, sein Haar dünn. Seine scharfen, dunkeln Augen schienen einem in die Seele einzudringen und jeden Gedanken des Herzens zu lesen. In seinem Wesen war er liebreich und weitherzig, Witwen und Waisen gegenüber war er gütig, von seinen Kollegen im Apostelamt wurde er geliebt, ja es liebten ihn alle Heiligen. Er entsprach vollauf dem Muster eines ehrlichen Mannes, „das edelste Geschöpf Gottes."

Seine besondere Gabe vom Geiste war die der Prophezeiung. Seine Weissagungen und deren Erfüllung allein würden ein langes Kapitel füllen, das wohl jeden fesseln müßte. Als die Heiligen eben im Begriff waren, sich in Commerce, Illinois, niederzulassen, trotz der Tatsache, daß das gute Volk jenes Staates die Heiligen mit offenen Armen aufnahm, auf die schöne Anlage niederblickend, erklärte Apostel Kimball: „Dies ist wohl ein schöner Platz, doch wohl schwerlich lange ein Ruheplatz für die Heiligen." Sidney Rigdon ärgerte sich über diese Weissagung, doch ihre Erfüllung ist zu gut bekannt, als daß sie an dieser Stelle wiederholt werden müßte.

Als harte Zeiten die Heiligen der Salzseestadt bedrückten und tausend Meilen sie von Handelsstädten trennten, stand Präsident Kimball eines Tages im Tabernakel auf und prophezeite, daß binnen weniger als sechs Monaten Kleider und andere Sachen auf den Straßen von Salzseestadt billiger verkauft werden würden, als man sie in Newyork kaufen könnte. Das überraschte das Volk. Einer seiner Brüder sagte ihm nach der Versammlung, daß er es ihm nicht glauben wollte. „Ebenso wenig wollte ich es glauben," erwiderte Bruder Kimball, „aber ich habe es gesagt. Jetzt muß es also sein." Kein Mensch sah die Möglichkeit einer Verwirklichung. Jedoch waren nicht einmal sechs Monate verstrichen, ehe große Aus-

wandererkompagnien aus dem Osten, brennend mit dem Fieber nach Golde, in die Stadt drangen, und da sie begierig waren, die glänzenden Goldfelder Kaliforniens zu erreichen, verkauften sie ihre Waren auf den Straßen um einen geringeren Preis, als man sie in Newyork kaufen konnte; also wurde die merkwürdige Prophezeiung Präsident Kimballs mehr als buchstäblich erfüllt. (Mill. Star.)

Das Sprachstudium wieder.

Wieder ein Wort über das Studium der deutschen Sprache, ein Wort an Älteste und Mitglieder. Vor kurzer Zeit empfahlen wir den Brüdern ein Mittel, wodurch sie ihre Kenntnis des Deutschen bedeutend erweitern konnten. Es sollte dies durch ein gegenseitiges Bemühen unter den Ältesten im Besondern geschehen, indem solche, die imstande wären, ihre Kollegen auf etwaige Fehler aufmerksam zu machen, ein kleines Notizbuch führten und während der flüchtigen Rede in den Versammlungen einiges Verkehrte aufschrieben. Dann fiel uns später ein, daß es womöglich nützlich sein würde, wenn wir in die Spalten des „Stern" die hauptsächlichsten Ergebnisse dieses Verfahrens in den verschiedenen Konferenzen aufnähmen. Es wollte uns schließlich nur ein Umstand von diesem Unternehmen abschrecken: nicht etwa ob das Angebotene nützlich oder selbst interessant sein würde, sondern ob das Blatt als eine religiöse Schrift nicht dadurch beeinträchtigt würde. Und gerade diese letzte Erwägung hat endlich eine ablehnende Entscheidung ernötigt. Statt also tausend einen Teil des „Stern" diesem Gegenstande zu widmen, werden hier nur einige flüchtige Bemerkungen gemacht.

Liebe Geschwister, erweist doch in dieser Angelegenheit nur halb so viel Bereitwilligkeit, wie ihr sonst in allen anderen Sachen zu zeigen pflegt! Das soll uns noch die größte Stütze werden. Wenn wir Brüder einen grammatikalischen Fehler begehen, so kann es uns nicht beleidigen, wenn ihr uns korrigiert. Also heraus damit! Seid streng mit uns, auf andere Weise wird ja gar nichts erzweckt. Ist die Aussprache amerikanisch (die echt englische Aussprache ist von der unsrigen in mancher Hinsicht verschieden), ist die Wendung oder Satzstellung unverkennbar fremd, so sagt es uns und verhelft uns zum Richtigen! Euch werden wir es gar nicht übel nehmen, wie könnt ihr denn solches denken?

Brüder, sprecht immer so gut, wie ihr könnt! Das soll nicht etwa heißen, daß ihr wie ein Professor reden, noch zu allen möglichen fremdsprachigen Ausdrücken greifen müßt; ihr versteht wohl, daß ein feines, sauberes, grammatikalisches Deutsch immer angebracht und höchst selten unverständlich ist. Natürlich haben wir keine solche Ortschaften im Sinn, wo lauter Dialekt geredet wird, das gilt meist von schweizerischen Gegenden, weniger von Deutschland. Wenn zwei Älteste zusammen arbeiten, und der eine in der Lage ist, sich korrekt und verständlich auszudrücken, so wäre es sehr ratsam, daß gegenseitige Unterhaltung auf Deutsch geführt werde. Wird dies zuerst auch bisweilen etwas einförmig, so lohnt es sich mit der Zeit, beides für den Sprecher und für den weniger Geübten.

Nun noch einige Winke über Lehrbücher. Die Aussprache ist von vorneherein stark zu berücksichtigen, da sie der Schlüssel zum mündlichen Vortrag ist. Vorzügliche Übungsstücke finden sich im ersten Band von Benedix' „Der mündliche Vortrag" (Mk. 1.50, J. J. Weber, Leipzig), doch gebe ich wenig auf seine Anweisungen zur Aussprache. Darum wende sich der Anfänger an Viëtor, der eine anerkannte Autorität ist („Die Aussprache des Schriftdeutschen", Mk. 1.70, oder, wenn man die englische Ausgabe wünscht, „German Pronounciation"). Es sind allerdings ausführlichere Werke über diesen Gegenstand, doch werden diese beiden dem Durchschnittsältesten das unbedingt Nötige darbieten. Der beste Lehrer ist der tägliche Umgang mit Deutschsprechenden, doch liegt dem Lernenden auch hier mancher

Stein im Wege. Viele Ausdrücke, die sich der allgemeinsten Verbreitung erfreuen, sind entweder gezierte Modedummheiten oder sogar Verstöße gegen die allereinfachsten grammatikatischen Regeln. Davor muß man sich in Acht nehmen. Das köstliche Werk von Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten) kommt einem bei gerade solchen Schwierigkeiten sehr zustatten. Allerdings wird er vielfach angefochten, weil er bisweilen sein Ziel überschießt; trotzdem kann man großen Nutzen aus seinem Buch gewinnen, wenn man nur das Übertriebene zu übersehen weiß. Matthias (Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs) ist auch eine gute Autorität; wenn man in die Sprache tiefer eindringen will, so schaffe man sich die größere Ausgabe an. Für die Rechtschreibung und manche gute Verdeutschung siehe Duden. Hier muß noch das Nachschlagebuch von Vogel erwähnt werden. Das große Geheimnis im Sprachstudium ist: übe täglich und begehe den gleichen Fehler nicht zum zweiten Male!

Die Mormonen in Kanada.

Neuerdings hat man zum dritten Mal versucht, das Volk Kanadas gegen die vermeintlich verderbte Mormonenbevölkerung in Alberta aufzuhetzen. Es geschah dies seitens zweier Geistlichen, Dr. Sommerville und Dr. Kilpatrick, die behaupteten, das Mormonenvolk im westlichen Kanada sei beides unsittlich und verräterisch. Natürlich wissen Tausende nicht besser, als ihnen jedes Wort zu glauben. Man möchte meinen, daß Einer, der die hervorragende Stellung eines Dr. Kilpatrick einnähme, sowohl fähig, als auch willig sein sollte, ein gerechtes Urteil über unser Volk zu fällen. Uns kann es daher auch nicht wunder nehmen, daß der gesetzgebende Körper Kanadas seine schändlichen Verdrehungen aufs schärfste getadelt hat.

Diese unglückliche Angelegenheit nahm ihren Anfang in einigen von diesen Geistlichen veröffentlichten Briefen, die jedoch nicht unbeantwortet blieben. Sofort nach ihrem Erscheinen griff der Ober-Staatsanwalt zur Feder, um die schimpflichen Lügen zum Scheitern zu bringen. Nicht allein er, sondern zahlreiche andere angesehene Persönlichkeiten redeten ein gutes Wort für unsere Sache. Daß die Vielehe von uns jetzt gelehrt werde, daß wir sie im geheimen durchzusetzen streben, daß unser kommunales Leben in bedenklicherem Zustand sei als das von irgend einer anderen gleichgroßen Provinz Kanadas: das ist gar nicht wahr. Diese Tatsache wurde in der Legislatur deutlich genug an den Tag gebracht. Es wurde bewiesen, daß das Mormonengebiet Kanadas 25 % weniger Verbrechen aufweist als irgend ein gleich großes Gebiet im ganzen Lande. Und gerade diese Gegend sei die erste gewesen, die für den beschränkten Verkauf von berauschenden Getränken gestimmt. Was die Treue zum Vaterlande anbelangt, so wurde erklärt, daß unser Volk das Land so gut wie umgewandelt habe. Alles deute auf ein reges Schaffen, ein glückliches kommunales Leben; nichts könne den geringsten Mangel an Liebe zum Vaterland beweisen.

Man ist sich allgemein bewußt, daß die kanadische Regierung die Mormonenkolonisten aus Utah sehr bevorzugt, und daß sie alles Mögliche tut, um ihnen ihre Geneigtheit zu erkennen zu geben und ein gedeihliches Wirken zuzusichern. Solche Bewegungen, wie die von diesen zwei Geistlichen veranlaßte, sind nur durch religiöse Engherzigkeit hervorgerufen und müssen schließlich das gleiche Schicksal haben: lächerliches Scheitern.

Präsident Charles W. Penrose in der Schweiz.

Sechs Monate sind verflossen, seit Präsident Penrose die Leitung der Mission übernahm, doch fühlte er sich erst jetzt in der Lage, die weiter entlegenen Arbeits-

felder besuchen zu können. Erstens gab es in England, wo er alles unmittelbar unter sich hat, genug zu tun; dann wären die Wintermonate für seine nicht mehr ganz rüstige Gesundheit etwas zu streng gewesen. Daß er aber bis zum Beginn der Sommersaison gewartet, war auch aus einem anderen Grunde wünschenswert: das Bergland, welches er bei seinem ehemaligen Aufenthalt in der Schweiz nicht gesehen, hat jetzt sein prachtvollstes Gewand angezogen. Die ewigen Eiskappen, das wunderbare Grün der steilen Alpen, welches das Wasser der Seen anscheinbar färbt: alles ließ seine Wirkung auf unseren werten Präsidenten zurück, und er preist gebührendermaßen die Naturherrlichkeiten unseres kleinen Vaterlandes. Wir sagen den Geschwistern nicht, was er über sie geäußert, es weiß ja nicht Jeder ein Lob richtig zu verstehen. Warum soll er uns nicht loben, sind denn „treue Schweizer" nicht ebenso gut wie seine „galanten Engländer"?

Die erste Versammlung wurde am 28. Mai zu Lausanne gehalten. Es gelang den Brüdern nicht, ein hinreichend großes Lokal zu bekommen, daher mußten sie sich mit unserem eigenen kleinen Saal begnügen. Morgens waren die Plätze gut besetzt, nachmittags mußten jedoch Viele stehen. Als Tagesredner war natürlich der Präsident da, und Jedermann freute sich über die schönen Worte, die er an beiden Versammlungen sprach. Es redeten außerdem die Präsidenten Battiz und Whitacker, nebst der Schwester Penrose. Letztere ist im Interesse des Frauenhilfsvereins da, ist zwar Glied dessen Allgemeinen Ausschusses.

Den selben Abend fuhr man nach Genf und hielt dort eine weitere Zusammenkunft ab. Gegenwärtig sind nur drei Mitglieder der Kirche in Genf, doch mit den Geschwistern aus Lausanne und zahlreichen Freunden waren hinreichend Menschen genug da, um eine Versammlung abzuhalten, diese soll sogar die beste unter allen drei gewesen sein.

Montag Abend wollte man in Neuchâtel Aufenthalt machen. Angesichts dessen hatte man einige Tage im voraus an die Oberleitung der Heilsarmee in der Schweiz zu Bern um einen Empfehlbrief an die Neuchâteler Offiziere geschrieben. Wir meinten in Herrn McAlonan einen Menschen zu finden, der aller ortschaftlichen Engherzigkeit überhoben wäre. In Utah werden oft Kapellen den durchreisenden Predigern zur Verfügung gestellt, und wir wiesen auf die warme Aufnahme, die General Booth in Utah fand, als er das letzte Mal im fernen Westen war. Binnen wenigen Tagen aber traf eine Karte aus Bern ein, die ungefähr so lautete: „Sie können unsern Saal nicht bekommen, wir wollen ihn für uns selbst behalten." Wir hatten ihnen die Bestimmung des Abends überlassen, falls Montag nicht paßte, doch war es uns aus der Antwort ganz klar, daß nicht der Tag, sondern der Antrag ihnen nicht gefiel. Laßt uns Heilige der letzten Tage doch etwas weitherziger sein als das.

Wie gesagt, wollte man in Neuchâtel zusammenkommen, doch ist in der Zwischenzeit ein anderer Umstand vorgefallen, der dieses erschwerte, daher reiste die Partei nach La Chaux-de-Fonds, und dort wurde am Abend des 30. Mai eine kleine, doch begeisterte Versammlung gehalten.

Von La Chaux-de-Fonds ist man nach Bern gefahren, um am Mittwoch Abend einer Zusammenkunft in der Hauptstadt beizuwohnen. Bern ist jedenfalls im Wachsen begriffen, doch war die Änderung, die in den letzten dreißig Jahren stattgefunden hat, nicht so groß, daß Präsident Penrose das alte Bern nicht mehr kannte. Die eigenartigen Brunnen, die Bogengänge, die schöne Aare: alles war noch da wie früher.

Als Bern in blauer Ferne verschwand, fing das wirklich Interessante jedoch erst an. Der Thuner See, die majestätische Form der Jungfrau, gegen den blauen Himmel hoch emporragend, das blendende Grün der niedrigeren Hügel: schlägt einem dabei der Puls nicht schneller? Interlaken, Brienz, Meiringen, der Vierwaldstätter See: alles wurde seinerzeit rasch besichtigt, so gut man es in Eile konnte; denn Sonnabend sollte die Priesterratsversammlung in Zürich tagen."

Annähernd fünfzig Aeltesten waren zugegen, als die Priesterratsversammlung am Morgen des 1. Juni zur Ordnung gerufen wurde. Es wurden nach der Reihe alte Brüder zum Sprechen aufgefordert. Jeder drückte seine Gefühle aus und berichtete zugleich über die Gemeinde, in der er sich befand. Da aber im letzten „Stern" über die Zürcher Konferenz berichtet wurde, und weiter unten über die Berner Konferenz gesprochen wird, dünkt es uns hier nicht nötig, Näheres anzuführen. Genüge es zu sagen, daß der Zustand im Allgemeinen für befriedigend erklärt wurde. Eine Bemerkung jedoch war auffallend: ein gewisser Bruder aus Deutschland meinte, die gleiche Begeisterung, der gleiche Eifer fürs Werk werde hier nicht erwiesen, wie in Deutschland. Es müsse eine Erweckung geben. Drei Konferenz-Präsidenten beklagten sich über einen Mangel an tätigen Arbeitern; das Arbeitsfeld sei zu groß für eine so beschränkte Zahl von wirkenden Brüdern. Die Französische Konferenz habe jetzt besonderen Grund, sich zu freuen; denn es werden nicht nur das Buch Mormon und ein Gesangbuch in neuer und schön ausgestatteter Auflage veröffentlicht, sondern man bereitet eine Übertragung der amtlichen Erklärung für den Druck vor und hat sogar auch eine Verarbeitung des Buches Lehre und Bündnisse vorgeschlagen und in Beratung gezogen. Der neue deutsche Traktat, die Sonder-Auflage des „Stern", scheint freundliche Aufnahme zu finden.

Nachmittags sprachen noch einige von den Brüdern, besonders aber Präsident Penrose. Abends gelangten die Übrigen zur Rede. Präsident Penrose redete dabei auch längere Zeit, doch nur dadurch, daß er die gestellten Fragen beantwortete. Obwohl es schon die dritte Versammlung am selben Tage war und die Meisten sich wohl etwas ermüdet fühlten, so vergaß man alles Andere, als der Präsident die verschiedensten Themata mit solcher Klarheit und solchem unwiderstehlichen Witz darstellte. Womöglich läßt er sich bewegen, ein paar seiner Erklärungen zu Papier zu bringen, besonders seine Worte über den Unterschied zwischen des Herrn Geiste und dem heiligen Geist.

Für die große Konferenz hatte man den schönen Saal des Kasinos Unterstraß gemietet, und hier stellte sich am Morgen des 2. Juni ein zahlreiches Publikum ein, welches keineswegs aus lauter Mitgliedern bestand. Präsident Penrose, als Hauptredner, behandelte das Thema „Offenbarung, der Eckstein der Kirche Christi". Anlaß dazu gab ihm das Verlesen der Namen der Kirchenbeamten, die zum Teile, je nach dem Amte, als Propheten, Seher und Offenbarer anerkannt wurden. Nachmittags sprach er über den Menschen, seine Beschaffenheit und Bestimmung. Natürlich mußte alles verdolmetscht werden, doch schien das Interesse deswegen nicht im Geringsten nachzulassen. Die Abendversammlung in der Staufacherstraße war zu gedrängt angefüllt, um wirklich gemütlich zu sein. Stühle, Stehplätze, Gänge: alles war besetzt. Zum dritten Male fesselte Apostel Penrose seine Zuhörer durch seine Worte über die Frau und ihre Stellung zum Manne. Seine Witze waren köstlich. Montag früh setzte die Partei ihre Reise fort bis nach Stuttgart.

Aus dem Missionsfelde.

Eine Priesterschaftsversammlung der Aeltesten der Berner Konferenz tagte am 3. Mai 1907 zu Biel. Es waren alle Brüder jenes Gebiets anwesend. Ältester Ezra Kunz berichtete über die Freiburger Gemeinde. Er sagte, sie sei nicht in einem wünschenswerten Zustand, weil Zwistigkeiten die Heiligen mehr oder weniger voneinander sonderten; man habe jedoch mehrere Freunde gefunden, und diese versprächen dem Werke neues Leben beizubringen. Ältester Wurston sagte, er habe in Interlaken und dessen Umgegend gearbeitet, und es sei ihm gelungen, einige Freunde zu gewinnen. Neuerdings hätten sich etliche Personen taufen lassen. Ältester Mühleisein berichtete etwas Krankheit unter den Lang-

nauer Heiligen, auch sei das Werk in Burgdorf dadurch beeinträchtigt, daß einige Freunde weggezogen wären. In Bern gebe es ungefähr zehn gute Freunde, sagte Bruder Stäheli, und es wünschten Etliche das Evangelium anzunehmen. Aeltester Newman aus Bern fügte noch Einiges hinzu, worauf die Morgensitzung geschlossen wurde.

Nachmittags berichtete Aeltester Hatch über die Bieler Gemeinde. Es herrsche dort Uneinigkeit, sagte er, und ehe man die Verhältnisse unter den Heiligen bessern könne, dürfte von Erfolg unter Fremden gar keine Rede sein. Aeltester Rothe freute sich über seine Arbeit in Biel. Aeltester Klöpfer aus Basel berichtete sehr Befriedigendes über jene Gemeinde: Liebe herrsche, und die Geschwister kämen ihren Pflichten nach. Aeltester Haueter sagte, er sei in den letzten Monaten durch das garstige Wetter im Berner Oberland gehindert worden. Er glaubte Gutes über sein Arbeitsfeld berichten zu können. Bruder Herbert Flamm aus Solothurn meinte, die dortige Gemeinde könne sich in vielen Hinsichten verbessern. Alsdann sprachen die Aeltesten Blaser und Koch, die in letzter Zeit aus Deutschland eingetroffen. Präsident Sheperd legte noch ein Zeugnis ab und ermahnte die Brüder zu gutem, begeistertem Wirken. Zuletzt kam Präsident Ballif zur Rede. Die Versetzungen wurden angekündigt, und damit die Versammlung geschlossen.

Gestorben.

Am 12. März 1907 zu Uster Schwester Luise Schaufelberger, geboren den 27. Juni 1833, getauft am 25. August 1906.

Am 2. Mai 1907 zu Cöln der kleine Johann D. Geldmann, geboren den 5. April 1905.

Am 22. Mai 1907 zu Zürich Schwester Margaretha Albisser im Alter von 42 Jahren. Die langen Monate voll Schmerz und Leiden hielt Schwester Albisser mit mustergiltiger Geduld aus, und das Ende fand sie fest im Vertrauen auf Gott, bereit, sich in seine Ratschlüsse zu fügen.

Am 7. Juni 1907 zu Berlin Aeltester Christian W. Kunz, der erst am 23. Mai d. J. auf dem Missionsfelde anlangte. Schwer wie der Tod uns allezeit erscheint, so ist er doppelt schwer, wenn Tausende von Meilen einen von seinen Geliebten trennen. Vor wenigen Wochen verließ Bruder Kunz seine kleine, doch glückliche Familie in Utah, um sich des Herrn Dienst zu widmen. Seine Regsamkeit im Schaffen versprach, angesichts seiner Begabung und tüchtiger Bildung (seit mehreren Jahren hatte er in den Utaher Schulen erfolgreich gelehrt), einen erstklassigen Missionar zu geben. Daß er sich nicht gerade bei bester Gesundheit befand, wußte man schon; daß es aber gefährlich um ihn stehe, davon hatte man keine Ahnung. Und jetzt, da wir das Beste hofften, da alles ja so verheißungsvoll war, kommt der schwerste Schlag. Warum es also sein sollte, weiß der Herr am besten; wir können uns nur mit seinem Willen zufrieden geben. Unser Verlust ist groß, unsäglich größer der seiner innig geliebten Gattin. Darum wollen wir ihr hier besonderen Trost zusprechen. Der Herr möge ihr in diesen schweren Tagen beistehen. Er möge aber nicht nur sie, sondern alle Betrübten reichlich trösten.

Anzeige.

Man bittet um Bekanntgebung folgender Anzeigen.

Bruder Johann Winterberger in Dürrenast bei Thun, dessen geliebte Gattin am 27. April 1907 verschied, wünscht sein kleines Töchterchen an irgend ein gutsorgendes Mitglied der Kirche abzugeben. Daß ein Vater, der die Familie durch seiner Hände Arbeit ernähren muß, wohl schwerlich in der Lage ist, ein zweimonatliges Kindlein zu erziehen, leuchtet uns klar ein. Unter anderen Umständen

ließe er sich dazu gewiß nicht bewegen. Man richte alle Anfragen an Herrn Johann Winterberger, Dürrenast bei Thun.

Wenn der Aufenthaltsort von Bruder Hermann Wahlschläger irgend einem Mitglied in der Mission bekannt ist, so bittet Bruder Chester J. Clawson, Zürich V. Höschgasse 68, Schweiz, um gefällige Mitteilung. Vorigen Winter diente er in der Kaserne zu Zwickau, dann soll er aber nach Leipzig versetzt worden sein. Seitdem fehlt uns jede Spur von ihm. Er wurde den 2. August 1884 geboren und im Jahre 1901 zu Hannover getauft.

Die Saat.

(Sowing, page 68)

Täglich säend, streu'n wir Samen,
Guten, bösen, ohne Zahl;
Spielend nimmt der Wind ihn mit sich
In die Berge, in das Tal.
Ein'ger fällt in braune Furchen,
Reich durch Gottes Vaterhand,
Andrer auf die trockne Erde
Oder unfruchtbares Land.

Ein'ger in die hehre Stille
Der Gebirgseinsamkeit,
Anderer im Weltgetümmel
Wird zertreten vor der Zeit.
Samen, die zu Nichts geworden
Durch ein eitles, stolzes Herz.
Samen, die von gläub'gen Seelen
Einst gesät in Not und Schmerz.

Offenbach a. M.

Samen, die sich niemals regen,
Leblos werden dürr und alt,
Samen, die erst dann erblühen,
Wenn des Sämanns Hand schon kalt.
Durch ein Lispeln sä'n wir Segen,
Oft auch Sünde, Zank und Streit,
Unsre Worte, Blicke, Taten,
Sind der Same unsrer Zeit.

Du, der uns're Sorgen kennet,
Laß uns nicht allein hier sä'n!
Bis die Saat zur Ernte reifet
Laß die Engel Wache stehn!
Bis die Felder, reich gesegnet,
Voll von gelbem Weizen stehn,
Der voll Frucht des ew'gen Lebens
Von dem Samen, den wir sä'n.

Nach dem Englischen von
Jakob E. Hübner.

Inhalt:

Orientalische Glaubensbekenntnisse . 177
Die 87. General-Konferenz . . . 181
Ehrenvoll entlassen 184
Angekommen 184
Präsident Heber C. Kimball . . . 185
Das Sprachstudium wieder . . . 187
Die Mormonen in Kanada . . . 188
Präsident Charles W. Penrose in der Schweiz 188
Aus dem Missionsfelde 190
Gestorben 191
Anzeige 191
Die Saat 192

Der Stern erscheint monatlich zweimal.
Jährlicher Bezugspreis: 5 Fr., Ausland 4 Mk., 1 Dollar.

Verlag u. verantwortliche Redaktion, sowie Adresse des schweizerischen und deutschen Missionskontors:

Serge F. Ballif, Höschgasse 68, Zürich V.

Druck von Jean Frey, Dianastraße 5 u. 7, Zürich. 4965